

PAPST PIUS XII.

Weihnachtsbotschaft 1953

An der strahlenden Krippe des Heilandes

„Das Volk, das in der Finsternis wandelt, schaut ein großes Licht. Unter diesem lebendigen Bild kündete Isaias' prophetischer Geist (Is. 9,1) im voraus das Kommen des göttlichen Kindes, des Vaters der Zukunft und Fürsten des Friedens. Mit dem gleichen Bild, in der Fülle der Zeiten trostbringende Wirklichkeit geworden für die in einer Welt voll des Dunkels sich ablösenden Menschengeschlechter, möchten Wir, geliebte Söhne und Töchter des katholischen Erdkreises, Unsere Weihnachtsbotschaft beginnen und euch damit wieder hinführen zur Wiege des neugeborenen Erlösers, der leuchtenden Quelle des Lichtes.

Licht, das in der Finsternis leuchtet

Licht, das die Finsternis zerteilt und überwindet, ist in der Tat die Weihnacht des Herrn in ihrer wesentlichen Bedeutung, wie sie der Apostel Johannes zusammenfassend darbot im einleitenden Hohenlied seines Evangeliums, einem Echo des feierlichen Tones der ersten Seite des Schöpfungsberichts, als das erste Licht aufschien. „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit“ (Jo 1,14). Leben und Licht in sich selbst, strahlt Er auf in der Finsternis und gibt allen, die ihm Auge und Herz öffnen, die ihn aufnehmen und an ihn glauben, die Macht, Kinder Gottes zu werden (Vgl. Jo. 1,12).

Doch trotz des strahlenden Scheins des göttlichen Lichts, das von der kleinen Krippe ausgeht, ist dem Menschen die erschreckende Möglichkeit belassen, in der alten, durch die Ursünde verursachten Finsternis zu versinken, da, wo der Geist verkommt in Werken, die Elend und Tod bringen. Für solche, die durch Verlust oder Minderung des Glaubens freiwillig Blinde geworden sind, hat Weihnachten nur noch den Reiz eines rein diesseitigen Festes, aufgelöst in dürftige Stimmungen und rein irdische Erinnerungen, häufig zwar noch mit trauriger Zärtlichkeit umkleidet, aber eben wie eine Hülle ohne Inhalt und eine Schale ohne Kern. Im Umkreis der strahlenden Wiege des Erlösers bestehen also noch Zonen der Finsternis, bewegen sich noch Menschen, deren Augen erloschen sind für den himmlischen Glanz, nicht etwa, weil der menschengewordene Gott kein Licht hätte, freilich geheimnisvolles, um jeden zu erleuchten, der in diese Welt kommt; vielmehr deshalb, weil viele, vom Eintagsglanz der menschlichen Ideale und Werke geblendet, ihren Blick auf den Bereich des Geschaffenen beschränken, unfähig wie sie sind, ihn zum Schöpfer zu erheben, zum Ursprung, Ordner und Ziel alles Seienden.

Der „technische Fortschritt“

Diese Menschen der Finsternis möchten Wir hinweisen auf das „große Licht“, das von der Krippe ausstrahlt, und sie einladen, zunächst die Ursache zu erkennen, die heute blind und unempfindlich macht für das Göttliche. Es ist die übertriebene, zuweilen ausschließliche Wertschätzung des sogenannten „technischen Fortschritts“. Dieser, zuerst

als allmächtiger und glückbringender Mythos geträumt, dann mit allem Einsatz vorangetrieben bis zu den kühnsten Errungenschaften, hat sich als letztes Menschheits- und Lebensziel in weitem Ausmaß des Bewußtseins bemächtigt und damit an die Stelle jeder Art von religiösen und geistigen Idealen gesetzt. Mit immer größerer Klarheit sieht man heute, daß seine ungebührliche Verherrlichung die Augen der modernen Menschen blind, ihre Ohren taub gemacht hat, so daß sich an ihnen bewahrt, was das Buch der Weisheit an den Götzendienern seiner Zeit geißelte (Weish. 13,1): Sie sind unfähig, von der sichtbaren Welt auf den Seienden zu schließen und den Werkmeister in seinem Werke zu entdecken. Und mehr noch bleibt heute für jene, die in der Finsternis wandeln, die Welt des Übernatürlichen und das über jegliche Natur erhabene, durch Jesus Christus vollbrachte Werk der Erlösung in völliges Dunkel gehüllt.

Er kommt von Gott und führt an sich zu Gott

Und doch bräuchte eine solche Verirrung nicht stattzuhaben, und auch diese Unsere Klage möge nicht aufgefaßt werden als Verurteilung des technischen Fortschrittes an sich. Die Kirche liebt und begünstigt den menschlichen Fortschritt. Unleugbar kommt der technische Fortschritt von Gott; darum kann und soll er zu Gott führen. Wenn der Gläubige die Eroberungen der Technik bewundert, wenn er sich ihrer bedient, um tiefer in die Kenntnisse der Schöpfung und der Naturkräfte einzudringen und sie vermittlems Maschine und Apparatur besser zu beherrschen, um sie in den Dienst des Menschen zu stellen, zur Bereicherung des irdischen Lebens, so geschieht es tatsächlich sehr häufig, daß er sich mit Macht getrieben fühlt, den Geber jener Güter, die er bewundert und benutzt, anzubeten, wohl wissend, daß der ewige Sohn Gottes „der Erstgeborene vor aller Schöpfung ist, weil in ihm alles erschaffen wurde, was im Himmel und was auf Erden ist, Sichtbares und Unsichtbares“ (Kol. 1,15—16). Weit also davon entfernt, sich getrieben zu fühlen, die Wunder der Technik und ihren rechtmäßigen Gebrauch zu leugnen, findet der Gläubige sich durch sie vielleicht noch bereiter, das Knie vor dem göttlichen Kinde in der Krippe zu beugen, tiefer bewußt seiner Dankesschuld gegenüber Dem, der Einsicht und Fülle gab, mehr angeregt, die Werke der Technik selbst einzureihen in den Chor der Engel zum Hymnus von Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe“! (Luk. 2,14). Er wird es sogar ganz natürlich finden, dem Gold, dem Weihrauch und der Myrrhe, die dem göttlichen Kind von den Weisen dargebracht wurden, auch die modernen Errungenschaften der Technik beizufügen. Maschinen und Zahlen, Laboratorien und Erfindungen, Kraft und Naturschätze. Ja, diese Festgabe ist wie die Darbietung des Werkes, das Er selbst befohlen hat und das heute mit Erfolg ausgeführt, wenn auch noch nicht vollendet ist. „Bevölkert die Erde und macht sie euch untertan“ (Gen. 1,28), sagte Gott zum Menschen, als er ihm die Schöpfung zu vorläufigem Erbe überließ. Welch langer und schwerer Weg von damals bis heute, wo die Menschen gewissermaßen sagen können, den göttlichen Befehl ausgeführt zu haben!

Die heutige Technik auf der Höhe ihres Glanzes und ihres Ertrages

Die Technik verhilft in der Tat dem heutigen Menschen zu einer nie dagewesenen Höhe der Beherrschung der materiellen Welt. Die moderne Maschine gestattet eine Weise der Erzeugung, die die menschliche Arbeitskraft ersetzt und ins Riesenhafte steigert, sich überhaupt vom Einsatz der organischen Kräfte löst und ein Höchstmaß an extensiver und intensiver Energie, zugleich aber auch an Genauigkeit sichert. Wenn man mit einem Blick die Ergebnisse dieser Entwicklung überschaut, so scheint es, als sei in der Natur selbst eine befriedigende Zustimmung zu greifen für das, was der Mensch in ihr gewirkt hat, und ein Antrieb, voranzuschreiten in der Erforschung und Nutzarmachung ihrer außerordentlichen Möglichkeiten. Nun ist es aber klar, daß jede von der Technik unternommene Erforschung und Entdeckung von Naturkräften schließlich zur Erforschung und Entdeckung der Größe und ordnenden Weisheit Gottes hinführt. Wenn man die Technik so ansieht, wer könnte sie dann mißbilligen und verurteilen?

Die Gefahr eines großen geistigen Schadens — Die „technische Gesinnung“.

Trotzdem scheint es unleugbar, daß gerade die Technik, die in unserem Jahrhundert den Gipfel des Ruhmes und Ertrages erreicht hat sich durch von außen kommende Umstände in eine schwere geistige Gefahr verwandelt. Sie scheint dem modernen Menschen, der sich vor ihrem Altar zu Boden wirft, ein Gefühl des Sichselbstgenügens, der Erfüllung seines Verlangens nach grenzenloser Erkenntnis und Macht zu verleihen. Mit ihrer vielfachen Anwendung, dem uneingeschränkten Vertrauen, das sie einflößt, den unerschöpflichen Möglichkeiten, die sie verspricht, eröffnet die Technik um den Menschen von heute eine so weite Schau, daß sie von vielen mit dem Unendlichen verwechselt wird. Infolgedessen wird ihr eine unmögliche Autonomie zugeschrieben, die sich ihrerseits in einem bestimmten Denken in eine irrtümliche Weltanschauung umwandelt, die man mit dem Namen „Technische Gesinnung“ bezeichnet hat. Aber worin besteht sie genau? Darin, daß man es für den höchsten Wert des Menschen und des Lebens hält, den größtmöglichen Nutzen aus den Kräften und Grundstoffen der Natur zu ziehen, daß man sich die technisch möglichen Methoden mechanischer Erzeugung vor aller anderen menschlichen Betätigung zum Ziele setzt, und daß man in ihnen die Vollkommenheit der Kultur und des irdischen Glückes erblickt.

Sie sucht den Blick des Menschen einzuengen nur auf die Materie ...

Vor allen Dingen liegt in dieser vom Geist der Technik dargebotenen verkehrten Weltanschauung ein fundamentaler Irrtum. Die Gesamtschau — auf den ersten Blick grenzenlos — die die Technik vor den Augen des modernen Menschen entfaltet, bleibt doch nur ein Teilerwerb des Lebens auf die Wirklichkeit, so ausgedehnt er auch sein mag, weil er sie, die Wirklichkeit, nur in ihrer Beziehung zur materiellen Welt erfährt: ein blendendes Panorama, das den an die Unermeßlichkeit und Allmacht der Technik zu leicht glaubenden Menschen am Ende in ein zwar weiträumiges, aber begrenztes Gefängnis einschließt, das deshalb dann auf lange Sicht für seine echte Geistigkeit unerträglich wird. Sein Blick, weit davon entfernt zur unendlichen Wirklichkeit vorzudringen, die eben nicht nur Materie ist, wird sich peinvoll beengt fühlen von den Schranken, die diese ihm notwendig entgegensetzt. Daher stammt auch die geheime Qual des heutigen Menschen, der blind geworden ist, weil er sich freiwillig mit Finsternis umgeben hat.

... sie macht blind für religiöse Wahrheiten

Noch viel schwerer sind die Schäden der „technischen Gesinnung“ für den von ihr berauschten Menschen auf dem Felde der eigentlich religiösen Wahrheit und seiner Beziehungen zum Übernatürlichen. Das sind auch die Finsternisse, auf die der hl. Evangelist Johannes anspielt, die das fleischgewordene Wort Gottes zu zerstreuen gekommen sind und die das geistige Verständnis der göttlichen Geheimnisse verhindern.

Nicht als ob die Technik in sich folgerichtig die Leugnung der religiösen Werte fordere. Nein, sie führt, wie Wir gesagt haben, im Gegen-

teil zu ihrer Entdeckung. Aber es ist die „technische Gesinnung“, die den Menschen in einen Zustand versetzt, der dem Suchen, Sehen und Annehmen der übernatürlichen Wahrheiten und Werte ungünstig ist. Der Geist, der sich verführen läßt von der „technischen Lebensauffassung“, bleibt unempfindlich, nicht angesprochen und schließlich blind gegenüber den Werken Gottes, die wie die Geheimnisse des christlichen Glaubens ihrer Natur nach von der Technik ganz verschieden sind. Das Heilmittel, das in einem verdoppelten Bemühen bestünde, den Blick über die Schranken der Finsternis hinauszurichten und in der Seele das Verlangen nach den übernatürlichen Wirklichkeiten zu fördern, wird schon am Ausgangspunkt von eben dieser „technischen Gesinnung“ unwirksam gemacht; denn sie nimmt dem Menschen den kritischen Sinn für die eigenartige Unruhe und Oberflächlichkeit unserer Zeit: ein Versägen, das als eine ihrer Folgen leider auch die zugeben müssen, die wirklich und aufrichtig den Fortschritt der Technik billigen.

Die von der „technischen Gesinnung“ durchsetzten Menschen finden nur schwer noch jene Ruhe, Klarheit und Innerlichkeit, die Vorbedingung sind, wenn man den Weg zum menschgewordenen Gottessohn finden soll. Sie werden soweit kommen, den Schöpfer und sein Werk schlecht zu machen, indem sie die Menschennatur als Fehlkonstruktion bezeichnen, wenn die notwendig begrenzte Leistungsfähigkeit des Gehirns und der anderen menschlichen Organe die Verwirklichung technologischer Berechnungen und Pläne verhindert. Noch weniger vermögen sie die tiefen Geheimnisse des göttlichen Lebens und Heilswirkens zu verstehen und zu werten, wie etwa das Weihnachtsgeheimnis, in dem die Verbindung des Ewigen Wortes mit der Menschennatur noch ganz andere Wirklichkeiten und Größen schafft als die von der Technik ins Auge gefaßten. Ihr Denken folgt anderen Wegen und anderen Methoden unter dem einseitigen Einfluß jener „technischen Gesinnung“, die als Wirklichkeit nur anerkennt und schätzt, was sich in Zahlenverhältnissen und Nützlichkeitsberechnungen ausdrücken läßt. Sie glauben so die Wirklichkeit in ihre Elemente aufzulösen, aber ihr Erkennen bleibt an der Oberfläche haften und bewegt sich nur in einer Ebene. Es leuchtet ein, daß die Anwendung der technischen Methode als einzigen Mittels der Wahrheitssuche darauf verzichten muß, etwa in die tiefen Wirklichkeiten des organischen und mehr noch des geistigen Lebens einzudringen, in die lebendigen Wirklichkeiten des Einzelmenschen und der menschlichen Gesellschaft, weil diese sich ja nicht in Mengenverhältnisse auflösen lassen. Wie soll man von einer solchen Einstellung Zustimmung und Bewunderung für die gewaltige Wirklichkeit erwarten, in die wir durch Jesus Christus, seine Menschwerdung und sein Erlösungswerk, seine Offenbarung und seine Gnade emporgehoben sind? Auch abgesehen von der religiösen Blindheit als Folge der „technischen Gesinnung“, bleibt der von ihr besessene Mensch verkümmert in seinem Denken, gerade insofern er ein Ebenbild Gottes ist. Gott ist die unendlich umfassende Erkenntniskraft, während die „technische Gesinnung“ alles tut, im Menschen das freie Ausstrahlen des Erkennens zu hemmen. Dem lehrenden wie dem lernenden Menschen der Technik, der sich vor dieser Geistesverkümmern retten will, muß man nicht nur eine tiefgehende geistige Erziehung, sondern vor allem auch eine religiöse Bildung wünschen, die ganz im Gegensatz zu geläufigen Behauptungen der beste Schutz der Erkenntnis gegen einseitige Lenkung ist. Dann wird die Enge seines Erkennens gesprengt; dann offenbart sich ihm die Schöpfung in all ihren Ausmaßen, besonders wenn er vor der Krippe zu begreifen sucht, was es ist um die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe und die Erkenntnis der Liebe Christi (vgl. Eph. 3,18 bis 19). Sonst wird das technische Zeitalter die Ungeheuerlichkeit vollbringen, den Menschen zum Riesen der physischen Welt zu machen — auf Kosten seines Geistes, den sie zum Zwerg der Welt des Übernatürlichen und Ewigen einschrumpfen läßt.

Der Einfluß der „technischen Gesinnung“ auf die natürliche Lebensordnung der heutigen Menschen und ihre gegenseitigen Beziehungen, ...

Aber der Einfluß des technischen Fortschritts macht hier noch nicht halt, wenn er einmal in das Bewußtsein als etwas Autonomes, als Selbstzweck aufgenommen ist. Niemandem entgeht die Gefahr einer

„technischen Lebensauffassung“, d. h. der Haltung, das Leben ausschließlich zu betrachten unter der Rücksicht seiner technischen Werte, als technischen Stoff und als technische Kraft. Sie wirkt sich aus auf die Lebensweise der modernen Menschen und ihre gegenseitigen Beziehungen.

Achtet einmal darauf, wie sie daran ist, sich im Volk breit zu machen, und erwägt besonders, wie sie den menschlichen und christlichen Begriff der Arbeit umgewandelt hat; dann, welchen Einfluß sie ausübt in Gesetzgebung und Verwaltung. Das Volk hat mit gutem Recht den Fortschritt begrüßt, weil er die Last der Arbeit erleichtert und ihre Ergiebigkeit erhöht. Man muß aber offen sagen, daß, wenn diese Haltung nicht innerhalb der rechten Grenzen bleibt, der menschliche und christliche Begriff der Arbeit notwendig Schaden leidet. Gleichweise führt die falsche technische Lebensauffassung und darum auch eine solche von der Arbeit dazu, die Freizeit als Selbstzweck zu betrachten, anstatt sie anzusehen und auszunützen als Erholung und Kräftesammlung, wesentlich gebunden an den Rhythmus eines geordneten Lebens, in dem Ruhe und Arbeit sich in eins verflechten und gegenseitig ebenmäßig ergänzen. Noch deutlicher wird der Einfluß der „technischen Gesinnung“ auf die Arbeit, wenn dem Sonntag seine einzigartige Würde als Tag der Gottesverehrung und der leiblichen wie seelischen Ruhe für den einzelnen wie für die Familie verloren geht, und wenn er statt dessen lediglich einer der durch die Woche gleitenden freien Tage wird, für jedes Glied der Familie vielleicht ein anderer, nur nach dem größeren Gewinn, der sich von der technischen Kombination materieller und menschlicher Energie erhoffen läßt; oder wenn die Berufsarbeit so in den Gang der Maschine und Apparatur eingeschaltet wird, daß der arbeitende Mensch schnell verbraucht wird, wie wenn ein einziges Jahr der Berufsausübung die Kraft von zwei oder mehr Jahren eines normalen Lebens verbraucht hätte.

... auf ihre persönliche Würde und ebenso auf die Weltwirtschaft ...

Wir wollen nicht weiter darauf eingehen, wie dieses System, das ausschließlich auf technische Gesichtspunkte achtet, gegen alle Erwartung ein Raubbau ist an den materiellen Hilfsquellen, wie ebenso an den vornehmsten Energiequellen — zu denen sicher der Mensch zu rechnen ist — und sich folgerichtig auf die Dauer als kostspielige Belastung der Weltwirtschaft herausstellen muß. Wir können aber nicht umhin, auf die neue Form des Materialismus aufmerksam zu machen, den die „technische Gesinnung“ in das Leben hineinträgt. Es mag genügen anzudeuten, daß sie das Leben seines Inhalts beraubt, denn die Technik ist

ausgerichtet auf den Menschen und die Gesamtheit der geistigen materiellen Werte, die seiner Natur und seiner menschlichen Würde zukommen. Wo die Technik uneingeschränkt herrschte, würde sie die menschliche Gesellschaft in eine farblose Masse umwandeln, in etwas Unpersönliches und Schematisches, im Gegensatz also zum deutlichen Zweck der Natur und zur Absicht des Schöpfers.

... und auf die Familie

Ohne Zweifel sind große Teile der Menschheit noch nicht erfaßt von der sogenannten „technischen Lebensauffassung“; aber es steht zu befürchten, daß überall, wo der technische Fortschritt ohne Sicherungen eindringt, auch bald die Gefahr der angezeigten Unordnungen auftaucht. Wir denken mit besonderer Sorge an die Gefahr, die der Familie droht. Die Familie ist im sozialen Leben die sicherste Grundlage der Ordnung, insofern sie in ihren Gliedern eine täglich sich wiederholende Fülle persönlicher Dienste zu wecken weiß, sie mit Banden des Gemüts an Haus und Herd fesselt und in der Erzeugung wie im Bewahren von Dingen des Gebrauchs in jedem von ihnen die Liebe zur Familientradition weckt. Wo aber die technische Lebensauffassung eindringt, verliert die Familie das persönliche Band ihrer Einheit, es schwindet ihre Wärme und ihre Beständigkeit. Sie bleibt Einheit nur, insoweit die Erfordernisse der immer stärker zunehmenden Massenproduktion es erzwingen. Die Familie bedeutet nicht mehr ein Werk der Liebe und eine Zuflucht der Herzen, sondern je nach den Umständen eine trostlose Sammelstelle von Arbeitskräften für jene Erzeugung oder von Verbrauchern der erzeugten materiellen Güter.

Die „technische Lebensauffassung“ als besondere Form des Materialismus

Die „technische Lebensauffassung“ ist also nichts anderes als eine besondere Form des Materialismus, insofern sie als letzte Antwort auf die Frage nach dem Dasein eine mathematische Formel und eine Nützlichkeitsberechnung bietet. Deshalb offenbart die heutige Entwicklung der Technik, wie wenn sich bewußt der Finsternis, die sie umhüllt, Unruhe und Angst, sie melden sich besonders in den Maßnahmen derer an, die sich in der fieberhaften Suche nach immer verwickelteren und gewagteren Systemen abmühen. Eine so gelenkte Welt kann nicht behaupten, erleuchtet zu sein von dem Licht, noch belebt von dem Leben, die beide den Menschen zu bringen, das Wort, der Abglanz der Herrlichkeit Gottes (vgl. Hebr. 1. 3), in seiner Menschwerdung gekommen ist.

Ernst der gegenwärtigen Stunde, besonders für Europa

Und nun, da Wir in steter Sorge am Horizont nach Zeichen einer beständigen Aufhellung (wenn auch nicht nach Zeichen des vollen Lichts, von dem der Prophet spricht) suchen, bietet sich statt dessen Unserem Blick noch immer die trübe Schau eines Europa in Unruhe, in dem der Materialismus, von dem Wir sprachen, die mit dem Frieden und der Ordnung der ganzen Welt eng verbundenen grundlegenden Probleme, statt sie zu lösen, nur noch schwieriger gestaltet.

In Wahrheit bedroht der Materialismus diesen Kontinent nicht mehr als die anderen Weltteile. Wir glauben sogar, daß den angedeuteten Gefahren stärker ausgesetzt sind und in ihrem sittlich-seelischen Gleichgewicht besonders erschüttert jene Völker werden, die spät und ganz unerwartet der erstaunlich rasche Fortschritt der Technik erfaßt; denn die an sie herangetragene Entwicklung verläuft nicht gleichmäßig, sondern in unregelmäßiger Sprunghaftigkeit, und findet keine Kräfte des Widerstandes, der Korrektur und des Ausgleichs, weder in der Reife des einzelnen noch in der überlieferten Kultur.

Und doch hat Unsere schwere Sorge um Europa ihren Grund in den unaufhörlichen Enttäuschungen, in denen nun schon seit Jahren der

sehnliche Wunsch seiner Völker nach Frieden und Entspannung gerade durch die materialistische Ausrichtung der Friedensfrage Schiffbruch leidet. Wir denken besonders an die, für die der Friede eine Frage der Technik ist, und die das Leben der einzelnen wie der Nationen nur unter technisch-wirtschaftlicher Rücksicht betrachten. Diese materialistische Lebensauffassung droht zur Richtschnur geschäftiger Friedensmacher und das Rezept ihrer Friedenspolitik zu werden. Nach ihrer Meinung liegt das Geheimnis der Lösung darin, allen Völkern materielle Wohlfahrt durch ständige Erhöhung der Ergiebigkeit der Arbeit und der Lebenshaltung zu geben, genau wie vor hundert Jahren eine andere ähnliche Losung das unbedingte Vertrauen der Staatsmänner fand: durch Freihandel zum ewigen Frieden.

Der geeignete Weg zum Frieden

Aber kein Materialismus war je ein geeigneter Weg zum Frieden, da dieser vor allem eine Geisteshaltung ist und erst in zweiter Linie ein ausgeklügeltes Gleichgewicht äußerer Kräfte. Es ist also ein Grundirrtum, den Frieden dem modernen Materialismus anzuvertrauen, der den Menschen in seiner Wurzel verdirbt und sein persönliches wie gei-

stiges Leben erstickt. Zu demselben Mißtrauen führt übrigens ebenso die Erfahrung, die auch für unsere Zeit den Beweis liefert, daß das kostspielige Potential technischer und wirtschaftlicher Kräfte, wenn es sich mehr oder weniger gleichmäßig auf beide Seiten verteilt, zur gegenseitigen Abschreckung dient. Was herauskäme, wäre ein Friede der Furcht, nicht aber der Friede einer gesicherten Zukunft. Das ist unaufhörlich zu wiederholen, und die im Volk sind davon zu überzeugen, die sich leicht den Irrtum vorspiegeln lassen, der Friede bestehe im Überfluß an Gütern, während doch der sichere und beständige Friede vor allem eine Frage seelischer Einheit und sittlicher Gesinnung ist. Er verlangt bei Strafe einer neuen Katastrophe der Menschheit, daß man die trügerische Autonomie der materiellen Kräfte aufgebe, die sich in der modernen Zeit wenig von den eigentlichen Kriegswaffen unterscheiden. Die augenblickliche Lage wird keine Wendung zum Besseren nehmen, wenn nicht alle Völker die gemeinsamen geistigen und sittlichen Ziele der Menschheit anerkennen, wenn sie sich nicht helfen, sie zu verwirklichen, und sich infolgedessen nicht gegenseitig dazu verstehen, dem zersetzenden Mißverhältnis entgegenzutreten, das unter ihnen in Sachen der Lebenshaltung und der Produktivität der Arbeit herrscht.

Die Einigung der Völker Europas

All dieses kann geschafft werden, ja es muß vordringlich verwirklicht werden in Europa, durch die kontinentale Einigung seiner Völker, die zwar unter sich verschieden sind, aber geographisch und geschichtlich zusammenhängen. Eine starke Ermutigung zu solcher Einigung ist der offenbare Zusammenbruch der entgegengesetzten Politik und die Tatsache, daß die Völker selbst in ihren unteren Schichten ihre Verwirklichung erwarten, sie für notwendig und durchführbar halten. Die Zeit scheint also reif, die Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Deshalb ermahnen Wir zur Tat vor allem die christlichen Politiker, die man nur daran zu erinnern braucht, daß jede Art friedlicher Einigung der Völker immer eine Aufgabe des Christentums war. Warum noch zögern? Das Ziel ist klar, die Nöte der Völker liegen vor aller Augen. Wer im voraus eine absolute Gewähr des Erfolges verlangte, müßte sich antworten, daß es sich gewiß um ein Wagnis handelt, jedoch um ein notwendiges; ein Wagnis, aber nicht hinaus über die heutigen Möglichkeiten; ein vernünftiges Wagnis. Es braucht zweifelsohne behutsames Vorgehen, ein Vorgehen in wohlüberlegten Schritten. Aber warum gerade jetzt Mißtrauen hegen gegen den hohen Stand der politischen Wissenschaft und Praxis, die doch genugsam die Hindernisse voraussehen und die Gegenmittel anzuwenden wissen? Zur Tat dränge vor allem die gefahrdrohende Stunde, in der Europa sorgenvoll steht: für Europa gibt es keine Sicherheit ohne Wagnis. Wer unbedingte Sicherheit verlangt, beweist nicht den guten Willen zu Europa.

Echte christliche Soziallehre

Immer dieses Ziel im Auge, ermahnen Wir die katholischen Politiker auch zur Tat im Inneren ihrer Länder. Wenn die Ordnung nicht im inneren Leben seiner Völker herrscht, ist es vergeblich, die Einigung Europas und die Sicherung des Friedens in der Welt zu erwarten. In einer Zeit wie der unsrigen, in der die Irrtümer leicht in Katastrophen umschlagen, darf kein christlicher Politiker — heute weniger denn je — die inneren sozialen Spannungen noch vergrößern, indem er sie dramatisiert, das Positive übersieht und den nüchternen Blick auf das vernünftigerweise Mögliche vermissen läßt. Von ihm fordert man Zähigkeit in der Durchführung der christlichen Soziallehre, mehr Zähigkeit und Vertrauen, als die Gegner für ihre Irrtümer aufbieten. Wenn die christliche Soziallehre seit mehr als hundert Jahren sich entwickelt hat und fruchtbar gemacht wurde in der praktischen Politik vieler Völker — leider nicht aller —, so haben jene, die zu spät gekommen sind, heute keinen Grund zur Klage, daß das Christentum auf dem sozialen Gebiete eine Leere lasse, die nach ihrer Meinung auszufüllen sei durch eine sogenannte Revolution der christlichen Gewissen. Die Leere besteht nicht im Christentum, sondern im Denken seiner Ankläger.

Der christliche Politiker dient also nicht dem inneren und folglich auch nicht dem äußeren Frieden, wenn er die feste Grundlage der sach-

lichen Erfahrung und der klaren Grundsätze aufgibt, sich gleichsam in einen charismatischen Verfechter einer neuen sozialen Welt verwandelt und dadurch beiträgt zu noch schlimmerer Verwirrung der schon unsicheren Gemüter. Dessen macht sich schuldig, wer glaubt, mit der sozialen Ordnung Experimente anstellen zu können, und besonders wer nicht entschlossen ist, in allen Schichten die rechtmäßige Autorität des Staates und die Einhaltung der gerechten Gesetze zur Geltung zu bringen. Muß man vielleicht noch beweisen, daß die Schwäche der Autorität mehr als alle anderen Schwierigkeiten die Festigkeit eines Landes untergräbt, und daß die Schwäche eines Landes die Schwächung Europas nach sich zieht und den allgemeinen Frieden in Gefahr bringt?

Die Autorität des Staates

Es ist also notwendig, der irrigen Meinung entgegenzutreten, als ob das rechte Behaupten der Autorität und der Gesetze notwendig der Tyrannei den Weg bahne. Wir selbst haben vor einigen Jahren beim gleichen Anlaß wie heute (am 24. Dezember 1944), als Wir von der Demokratie sprachen, darauf hingewiesen, daß in einem demokratischen Staat, nicht weniger als in jedem anderen wohlgeordneten Staat, die Autorität wahr und wirksam sein muß. Die Demokratie will zweifellos das Ideal der Freiheit verwirklichen, ideal ist aber nur jene Freiheit, die sich von jeder Zügellosigkeit fernhält, jene Freiheit, die mit dem Bewußtsein des eigenen Rechts die Achtung vor der Freiheit, der Würde und dem Recht der anderen verbindet und sich der eigenen Verantwortung für das allgemeine Wohl bewußt ist. Natürlich kann solche echte Demokratie nur leben und gedeihen in einer Atmosphäre der Ehrfurcht vor Gott und der Beobachtung seiner Gebote, wie der christlichen Solidarität oder Bruderliebe.

Schlußwort

So, geliebte Söhne und Töchter, wird das Werk des im Glanz der Nacht von Bethlehem den Menschen verheißenen Friedens sich schließlich in dem guten Willen jedes einzelnen vollenden, aber es hebt an in der Fülle der Wahrheit, die das Dunkel der Geister verscheucht. Wie bei der Schöpfung „das Wort am Anfang war“, nicht die Dinge, nicht ihre Gesetze, nicht ihre Kraft und ihr Überfluß, so muß in der Durchführung des geheimnisvollen, vom Schöpfer der Menschheit anvertrauten Auftrags das gleiche Wort, seine Wahrheit, seine Liebe und seine Gnade an den Anfang gestellt werden, und dann erst die Wissenschaft und die Technik. Diese Ordnung wollten Wir euch darlegen, und Wir ermahnen euch, sie wirksam zu schützen. Uns zur Seite steht die Geschichte, von der ihr wißt, daß sie eine gute Lehrmeisterin ist. Es scheint jedoch, daß ihrer Lehre gegenüber jene, die sie nicht verstehen und darum geneigt sind, neue Abenteuer zu wagen, zahlreicher sind als die anderen, die das Opfer der Torheit jener werden. Wir haben im Namen dieser Opfer gesprochen, die noch an nahen oder fernen Gräbern weinen und schon fürchten müssen, daß sich neue Gräber öffnen, die noch unter Ruinen hausen und schon neue Zerstörungen im Anzug sehen; die noch auf Gefangene und Vermißte warten und schon wieder für ihre eigene Freiheit fürchten. Die Gefahr ist so groß, daß Wir an der Wiege des Ewigen Friedensfürsten ernste Worte sprechen mußten, selbst wenn Wir dadurch noch lebhaftere Befürchtungen hervorrufen sollten. Man kann ja immer vertrauen, daß es mit der Gnade Gottes eine heilsame und nachhaltige Furcht sein werde, die zur Einigung der Völker und damit zur Stärkung des Friedens führt.

Unsere Besorgnisse und Wünsche möge die Mutter Gottes und Mutter der Menschen hören, Maria die Unbefleckte, vor deren Altären in diesem Jahr sich die Völker der Erde in besonderer Andacht niederwerfen, damit sie ihre mütterliche Vermittlung zwischen der Erde und dem Throne Gottes einsetze.

Mit diesem Wunsche auf den Lippen und im Herzen, erteilen Wir euch allen, geliebte Söhne und Töchter, euren Familien, und zumal den Kleinen, den Armen, den Unterdrückten, den um ihrer Treue zu Christus und seiner Kirche willen Verfolgten, aus der Fülle des Herzens Unseren väterlichen, Apostolischen Segen.

G. F. HUDSON

Kommt es in Asien zu einer Entzweigung Englands und Amerikas?

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages entnehmen wir der Zeitschrift „FOREIGN AFFAIRS“ (Juli 1953) den folgenden Artikel von G. F. Hudson.

Die unterschiedliche Art, wie Engländer und Amerikaner an die Fernost-Probleme herangehen, entstammt nicht dem Einfall von Fanatikern oder Böswilligen, sondern ist geographisch und historisch bedingt. Obgleich sie die jüngste Bedrohung der Solidarität der freien Welt darstellt, ist sie nicht neu. Im Wesentlichen handelt es sich immer noch um den gleichen Unterschied wie zwischen Vasco da Gama und Kolumbus. Schließlich hat sich die Form der Kontinente und Ozeane in den 500 Jahren nicht geändert, und selbst heutzutage, wo das Reisen im Flugzeug die Grenzen zwischen Land und See verwischt, bleibt es von entscheidender Bedeutung, ob man nach Osten und Westen reist, um Indien zu erreichen. Der nach Tokio reisende Engländer fährt von Hafen zu Hafen — über Suez, Colombo und Singapur — oder auf dem Luftwege via Kairo und Karachi; der Amerikaner überquert auf dem See- oder Luftwege von San Franzisko oder Seattle aus direkt den Pazifik. Das ist nicht nur eine Frage der Zweckmäßigkeit, wie man von einem Ort zu einem anderen gelangt, es entspricht der immer währenden Verschiedenheit im geographischen Standort und den verschiedenartigen Auffassungen, die sich in Jahrhunderten entwickelt haben.

Die Bezeichnung „Ferner Osten“ sagt schon aus, wie sich der Europäer zum Fernen Osten einstellt. Nach Ansicht der alten Griechen und Römer gehörten die Länder, aus denen die Seide und die Spezereien kamen, die Nord- und Südchinesen, das goldene Chersones und Cattigara, zum fernsten Osten; die nur theoretisch gebildeten Geographen sagten, man würde zu ihnen gelangen, wenn man immer westwärts segeln würde, aber niemand hatte bisher diesen Weg eingeschlagen. Als im 15. Jahrhundert die geographische Wissenschaft und der Forschungsdrang eine Wiederbelebung erfuhren, zog der Zauber des Orients die Karavellen zu neuen Entdeckungen an; Prinz Heinrich, der Seefahrer, blickte von seinem Observatorium auf Kap Sagres (Portugal) südwärts nach den tropischen Meeren und hoffte, die moslemischen Besitzer Ägyptens durch einen Seeweg nach Indien rund um Afrika umgehen zu können. Als Kolumbus sich anschickte, den Ozean zu überqueren, hatten sich die Portugiesen schon in Guinea festgesetzt und waren am Kap der Guten Hoffnung vorbeigesegelt. Aber Kolumbus hatte weniger Interesse an Indien als den von Marco Polo beschriebenen Reichtümern von Cathay und am sagenhaften Gold von Cipango, wobei er sich

in seinen Berichten auf die unzuverlässigen Quellen von Kublai Khans Nachrichtendienst stützte. Nach Cipango mußte man nicht rund um Afrika, sondern von den Kanarischen Inseln aus westwärts segeln. Wären bei der Berechnung der Entfernungen nicht Fehler unterlaufen und hätte sich der amerikanische Kontinent nicht hindernd in den Weg geschoben, so hätte es gut passieren können, daß Kolumbus als Gast des japanischen Shogun im Goldenen Pavillon von Kyoto seinen Tee getrunken haben würde.

Magellan jedoch vollendete, was Kolumbus geplant hatte; spanische Schiffe unter seinem Kommando umsegelten Südamerika, überquerten den Pazifischen Ozean und erreichten jene Gewässer Asiens, zu denen die Portugiesen schon durch den Indischen Ozean gelangt waren. Von all den seefahrenden Mächten Europas hielt Spanien allein seine asiatischen Besitzungen für eine westliche Ausdehnung seines Reiches. Als sich die Vereinigten Staaten in Oregon und Kalifornien festsetzten, traten sie das Erbe Spaniens im Pazifik an und folgten damit der Tradition der Acapulco-Galleonen. Amerika ergriff die Initiative, um Japan für den Verkehr mit den ausländischen Mächten zu erschließen, weil es für sie nicht wie für die europäischen Händler eine Endstation jenseits Chinas war, sondern ein Land auf dem Wege zwischen San Franzisko nach Shanghai.

Im 18. Jahrhundert wurde der Chinahandel durch die ostindischen Kompanien europäischer Nationen betrieben. Die Engländer hatten eine vorherrschende Stellung im Kantonhandel. Sie betrachteten ihn als eine Fortsetzung ihres Handels mit Indien. Wenn die ostindische Kompanie nicht selbst direkte Geschäfte mit China machte, versorgten die sogenannten „Country“-Schiffe den Markt, die von Indien aus unter Lizenz segelten. Politisch wurde Indien mit seinen Einflußsphären über das Meer hinaus als ozeanische und imperiale Macht zum Angelpunkt englischer Politik. In Englands über Europas Grenzen hinausgehender Diplomatie und Strategie standen Indien und der indische Ozean im Vordergrund des Interesses; China, Japan und der Pazifik wurden dagegen in den Hintergrund geschoben.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte England allerdings ein sehr wesentliches wirtschaftliches Interesse am Fernen Osten, und die Fernost-Angelegenheiten waren einige Jahre lang für die englische Außenpolitik von höchster Wichtigkeit. Das russische Vordringen in der Mandschurei nach 1895 ließ in London Befürchtungen entstehen, China könnte unter russische

Herrschaft fallen, und England verließ zum ersten Mal seine Politik der „splendid isolation“ und schloß mit Japan ein Bündnis, um die russische Expansion im Fernen Osten aufzuhalten. Es ist jedoch dabei zu berücksichtigen, daß die zu jener Zeit in Erscheinung tretende anglo-russische Rivalität im Fernen Osten lediglich einen weiteren Zusammenstoß von Interessen darstellte, von denen schon die Türkei, Persien und Afghanistan erfaßt waren; und der Alarm um China war vornehmlich ein Ausdruck des englischen Schwächegefühls in diesem Teil der Welt. Das anglo-japanische Bündnis sollte das sich sonst ganz zu Gunsten Rußlands verlagernde regionale Gleichgewicht der Kräfte wieder herstellen, indem eine Nation Unterstützung erhielt, die fähig und bereit war, in ihrem Rahmen gegen Rußland vorzugehen. Der Krieg vom Jahre 1904 zügelte schließlich Rußlands Vordringen; danach aber begann Japan seinerseits aggressive Tendenzen zu zeigen. Da England in steigendem Maße mit den in Europa aufkommenden Spannungen beschäftigt war, mußte es Japans Aktionen, die die englischen Interessen in China schädigten, mehr und mehr stillschweigend dulden. Noch 1914 zahlte sich das japanische Bündnis für England aus, denn Japan trat in den Krieg gegen Deutschland ein und säuberte den westlichen Pazifik von deutschen Blockadebrechern. Aber als 1915 England in einen tödlichen Kampf mit seinem europäischen Feind verwickelt war, mußte es ohne Einspruch die „einundzwanzig Forderungen“ hinnehmen, die fast der Errichtung eines japanischen Protektorates über China gleichkamen.

Die Richtlinien englischer Fernostpolitik zwischen 1905 und 1918 wurden seitdem zweimal wieder angewandt, einmal gegenüber Japan zwischen 1931 und 1941 und noch einmal gegenüber dem kommunistischen China seit 1949. Es ist englisches Grundprinzip, selbst mit großen Opfern an Interessen und Prestige jede Einmischung in einen fernöstlichen Konflikt zu vermeiden, der eine Abzweigung britischer Kräfte aus Gegenden ausschlaggebender Wichtigkeit fordern würde.

II.

Die Außenpolitik und die Strategie Englands werden letzten Endes von einer bestimmten Reihenfolge von Prioritäten bestimmt, in der Europa und das Mittelmeer die erste, der Mittlere Osten und der Indische Ozean die zweite und der Ferne Osten bei weitem die dritte Stelle ein-

nehmen. Wenn in einer Krisenzeit Interessen über Bord geworfen werden müssen, um die Fracht zu erleichtern, so werden die Interessen jenseits Singapurs zuerst geopfert werden müssen und die Interessen östlich von Suez folgen dann; aber niemals kann das dringende Sicherheitsbedürfnis in Europa geopfert werden, weil jegliche Existenz Englands als Nation davon abhängt. Der Fall Singapurs im letzten Krieg bedeutete nicht das Ende Englands; selbst der Einzug Rommels in Kairo hätte England nicht den Todesstoß versetzt; wenn aber Hitlers Armee in der Lage gewesen wäre, den Kanal im Jahre 1940 zu überqueren, so würde es schlechterdings das Ende für das englische Volk gewesen sein.

Die Amerikaner haben notwendigerweise eine andere Reihenfolge von Prioritäten. Die Vereinigten Staaten, zwischen zwei Weltmeeren liegend, sehen sich nicht den gleichen strategischen Sicherheitsproblemen gegenüber, die eine Voraussetzung englischer Außenpolitik sind. Bis in die neueste Zeit hinein hielten viele Amerikaner die „Isolation“ für eine sichere und nützliche Politik Amerikas in den weltpolitischen Angelegenheiten. Aber in gleichem Maße wie Amerika aus der „isolation“ heraustrat und an den historischen Entwicklungen jenseits der Ozeane teilnahm, wurde es in die trans-pazifische und trans-ozeanische Politik hineingezogen. Obgleich der Pazifik größer als der atlantische Ozean ist, wendeten die Erwerbungen von Hawaii und Alaska und die vier Jahrzehnte währende Souveränität über die Philippinen die amerikanischen Interessen tatsächlich mehr Asien als Europa zu. In einem Teil der Welt hatten die Amerikaner, ganz allgemein gesprochen, geringe oder keine Interessen, das war der Mittlere Osten, Indien und der Indische Ozean, die für die Engländer von viel größerem Interesse waren und noch sind als die im Pazifik liegenden Länder.

Die Erfahrungen des letzten Krieges bestätigten und bekräftigten noch die Verschiedenheit der beiden Gesichtspunkte. Der Krieg gegen Japan war für die Engländer ein Nebenkriegsschauplatz verglichen mit dem Kampf in Europa. Den Amerikanern jedoch waren beide Kriegsschauplätze von annähernd gleichwertiger Bedeutung; wenn auch die Generalstabschefs immer die strategische Priorität der europäischen Fronten betonten, so war das amerikanische Volk mit seinem Herzen mehr in Guadalcanar und Okinawa als in Sizilien und in der Normandie. Für die Engländer bedeutete der Sieg in Europa das tatsächliche Ende des Krieges, besonders als während der letzten Kriegstage noch Raketen auf London fielen; für die Amerikaner jedoch konnte die von den vier Alliierten gemeinsam entgegengenommene Kapitulation Deutschlands niemals den gleichen Triumph bedeuten wie die an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes von einem amerikanischen Oberbefehlshaber entgegengenommene Kapitulation Japans. Tatsächlich lassen die Umstände der Beendigung des zweiten Weltkrieges, wonach sich die Vereinigten Staaten mit England, Frank-

reich und Rußland in der Besetzung Deutschlands und Österreichs teilten, während in Japan die Vereinigten Staaten im Wesentlichen die alleinige Verantwortung trugen, erkennen, daß Amerika als Nation mehr mit fernöstlichen als mit europäischen Angelegenheiten befaßt war.

Ein weiterer Unterschied, der die englische und amerikanische Politik in Asien voneinander trennte, und der eng mit dem grundsätzlichen Unterschied in den geographischen Gegebenheiten zusammenhängt, war die Bedeutung, die man Indien und China beimaß. Weder die charakteristische englische Sorge um Indien noch die ebenfalls charakteristische amerikanische Sorge um China läßt sich einfach mit materiellen Interessen oder Machtpolitik erklären; in jedem Falle kommt noch ein gefühlsmäßiger Komplex hinzu, ein Gefühl der Verantwortlichkeit und ein sentimentales Zugehörigkeitsgefühl, das gern erwidert werden möchte. Die historischen Beziehungen sind in beiden Fällen auf den ersten Blick allerdings grundsätzlich verschieden, denn während die Engländer Indien als Empirestaat regierten, übten die Amerikaner niemals eine Regierungsgewalt in China aus, ja, sie sind sogar die einzige Nation unter allen großen westlichen Staaten, die niemals chinesisches Gebiet gepachtet oder annektiert hatten. Amerikanischer Idealismus erwärmte sich besonders für China und dokumentierte sich über einen langen Zeitraum in intensiver Missionstätigkeit und Philantropie, was eine ähnliche Einstellung Amerikas bewirkte wie die Englands gegenüber Indien, die geformt worden war durch die während vieler Generationen geübte Empire-Vormundschaft.

Die beiderseitigen Vorlieben machten sich in den unterschiedlichen Auffassungen während des Krieges bemerkbar, als es darum ging, ob es wünschenswert sei, China den Status einer Großmacht als eine der großen Fünf in den Vereinten Nationen und in den erhofften Friedenskonferenzen zu geben. Die Vereinigten Staaten waren sehr besorgt darum, China diesen Status zu geben (schließlich setzten sie sich durch!), während die Engländer nicht der Ansicht waren, daß es zweckdienlich sei, eine außergewöhnliche internationale Verantwortung einer Nation aufzuerlegen, die es vor 1937 noch nicht zu einem wirklich vereinten modernen Staat brachte und die von da an durch die japanische Invasion das Opfer einer völligen Zerrüttung geworden war. Würde jedoch die Zahl der Bevölkerung als Maßstab für den Rang einer Großmacht angesehen werden, waren die Engländer geneigt, die Ansprüche Indiens zu fördern, dessen Bevölkerung (zu diesem Zeitpunkt zählte die Bevölkerung von Pakistan noch dazu) an Stärke der Chinas gleichkam und dessen Industrie und Verwaltungswesen entwickelter waren. Die Amerikaner jedoch sahen die Inder als Kolonialvolk an, die noch nicht ihr Yorktown gewonnen hatten und die in keiner Weise mit dem ruhmreichen, uneroberten China verglichen werden konnten.

Ein Beobachter der internationalen Bühne im Jahre 1945 würde ganz folgerichtig zu dem

Schluss gekommen sein, daß die Zukunft der chinesisch-amerikanischen Beziehungen wesentlich aussichtsreicher als die britisch-indischen sein würden. In Indien herrschten starke Spannungen, die Kongreßpartei befand sich in gewaltlosem Widerstand gegen die britische Regierungsgewalt, die nicht bereit war, den Rest ihrer Macht aufzugeben. Nach Ansicht vieler trieb die Lage einer Katastrophe entgegen. In China hingegen war die Nationalregierung auf dem besten Wege, nach dem vollständigen Sieg über den japanischen Eindringling wieder in ihre Hauptstadt zurückzukehren — ein Sieg, der mit entscheidender Hilfe der Vereinigten Staaten erungen war — und es schien, als beginne nun eine Ära engster und freundschaftlichster Zusammenarbeit zwischen Washington und Nanking. In den folgenden fünf Jahren wurden diese Aussichten geradezu ins Gegenteil verkehrt. England entschloß sich schließlich, in Indien die Souveränität ohne jedes Blutvergießen zwei unabhängigen Nachfolgestaaten zu übergeben, sehr freundschaftliche Beziehungen bahnten sich mit beiden an und beide Staaten beschlossen, freiwillig im freien Verbands des Commonwealth zu bleiben. In China brachte unterdessen ein Bürgerkrieg eine Partei an die Macht, die als Grundprinzip ihres politischen Glaubensbekenntnisses eine bittere Feindschaft gegenüber den Vereinigten Staaten auf ihre Fahnen geschrieben hatte.

Wenn die englischen Kapitalinvestitionen in China umfangreicher gewesen wären als die amerikanischen und wenn das neue „anti-imperialistische“ an Rußland gebundenen Regime nicht nur diese Investitionen, sondern auch Hongkong und indirekt Malaya bedroht hätte, darf angenommen werden, daß beim Sieg der Kommunisten in China England aufgeregter und aufgestörter gewesen wäre als Amerika. Aber gerade das Gegenteil war der Fall, und die Gründe hierfür liegen nicht weit. Seit einem Jahrzehnt hat sich England mehr und mehr aus den chinesischen Belangen zurückgezogen, und Amerika hat sich in steigendem Maße engagiert. Die Amerikaner sind sich wohl bewußt, in einen großen Krieg in erster Linie deshalb verwickelt worden zu sein, weil sie sich weigerten, Chinas Unabhängigkeit preiszugeben. Wenn die Vereinigten Staaten Japan erlaubt hätten, einem China, das bereits die wichtigsten Städte an den Eindringling verloren hatte, den Frieden zu diktieren, so hätte es vermutlich gar keinen japanisch-amerikanischen Krieg gegeben. Als der Krieg ausbrach, zielte jedenfalls die amerikanische Strategie als grundsätzliches Kriegsziel auf eine Befreiung Chinas. Für England diente der Krieg gegen Japan vor allem zur Verteidigung Indiens und für die Wiedererlangung der eroberten britischen Gebiete Burma und Malaya. Die über den Pazifik von Insel zu Insel vordringenden amerikanischen Streitkräfte zielten in Richtung des ostchinesischen Meeres. Als die Amerikaner Okinawa einnahmen, waren sie Schanghai näher als Tokio. Unterdessen bildete der in amerikanischen Flugzeugen transportierte Nachschub (wenn die Flugzeuge auch von bri-

tischem Gebiet starteten) die einzige Hilfe für das blockierte China, und der chinesische Generalissimo erhielt einen amerikanischen Generalstabschef zugeteilt. Schließlich fand hier ein amerikanischer Feldzug auf chinesischem Boden statt, und die Kapitulation der ungeschlagenen japanischen Armee in China, mit Ausnahme in der Mandschurei, war eine Folge der von den amerikanischen Luftstreitkräften Japan selbst zugefügten harten Schläge. Zweifellos aber waren die Vereinigten Staaten entscheidend an der Befreiung Chinas beteiligt. Am Tage der japanischen Kapitulation würde es jedem Amerikaner vollkommen ungläubig erschienen sein, daß innerhalb eines halben Jahrzehnts chinesischen Kindern gelehrt würde, die Niederlage Japans sei ein Werk der Guerillatruppen Chu Teh's in Verbundenheit mit der unbesiegbaren sowjet-russischen Armee gewesen.

III.

Der Abschluß des pazifischen Krieges bedeutete nicht das Ende der amerikanischen Interessen in China, sondern vermehrte sie noch. Die Vereinigten Staaten leisteten dem vom Krieg verwüsteten China in der Nachkriegszeit wirtschaftliche und militärische Hilfe. Vor allem beförderten sie auf dem See- und Luftwege chinesische Regierungstruppen in die, von den Japanern besetzten Gebiete, um sie wieder zu übernehmen; andererseits tat die amerikanische Regierung alles, um nicht in den Bürgerkrieg, der zwischen Chiang-Kai-shek und den Kommunisten ausgebrochen war, verwickelt zu werden. Durch das Bemühen, den Bürgerkrieg zu beenden, wurde Amerika jedoch viel tiefer in die internen Belange Chinas hineingezogen, als wenn es nur die anerkannte chinesische Regierung mit Waffen unterstützt und ihr erlaubt hätte, in der Unterdrückung innerer Unruhen fortzufahren. Es ist in diesem Zusammenhang unerheblich, zu untersuchen, ob Marshalls Vermittlung zusammen mit dem auferlegten Waffenstillstand und dem nachfolgenden Waffenembargo nur ein reiner Akt der Humanität wären, um China Frieden zu bringen, oder ob diese Maßnahmen teilweise jedenfalls einen heimlichen kommunistischen Einfluß auf die amerikanische Außenpolitik zu jener Zeit widerspiegeln. Für den Historiker ist es nur wichtig, daß Amerika sich für die Ordnung der chinesischen Angelegenheiten verantwortlich fühlte.

Obgleich amerikanisches Verhalten Ende 1945 zur Folge hatte, daß die Nationalregierung ihrer einzigen Siegeschance beraubt wurde, mußte der Ausgang des Bürgerkrieges Chinesen und Amerikanern als ein kommunistischer Triumph nicht nur über die Kuomintang, sondern auch über die Vereinigten Staaten erscheinen. Der Kelch der Niederlage schmeckte den Amerikanern gerade wegen der traditionellen guten Freundschaft zwischen beiden Ländern besonders bitter. Die Tatsache, daß in den letzten zweieinhalb Jahren eine chinesische Armee amerikanische Soldaten tötete, verletzte das amerikanische Volk als ganzes genommen weniger als die empörenden Entstellungen über amerikanisches Verhal-

ten im Fernen Osten und die als „kulturelle Aggression“ bezeichnete Verunglimpfung früherer Wohltaten auf dem Gebiet der Medizin und des Erziehungswesens. Die chinesischen Kommunisten sind nicht nur eine marxistisch-leninistische Partei, die nun auch noch in einem anderen Lande die Macht an sich gerissen hat; sie sind vor allem anti-amerikanisch; sie entfremdeten dem chinesischen Volk seinen besten Freund. Aus diesem Grunde ist Amerika grundsätzlich nicht bereit, das als unwiderrufliche Entscheidung hinzunehmen, was sich in China zugetragen hat, oder die Volksrepublik als Vertretung des chinesischen Volkes anzuerkennen. Die Engländer jedoch teilen diese Auffassung nicht, und auf Grund ihrer verschiedenartigen Beziehungen zu China in den letzten Jahren haben sie größte Mühe, sie auch nur zu verstehen. Seit 1945 betrachtete England China mit den Augen eines unbeteiligten Beschauers, der sich völlig außerhalb des Spieles fühlt. Ihnen fehlt das Gefühl für einen Fehlschlag, weil sie gar nicht versucht hatten, etwas zu erreichen; sie sind nicht übermäßig enttäuscht, weil sie sich niemals einbildeten, die Verhältnisse in Nachkriegschina würden stabil sein; sie schätzen das neue Regime nicht, aber sie sind der Ansicht, daß es sich nun mal durchgesetzt hat und daß es als eine vollendete Tatsache hingenommen werden muß.

Die Verschiedenartigkeit der Einstellungen entspringt in erster Linie dem Gefühl, sie entspricht aber auch der andersgearteten strategischen Auffassung, die wiederum sich durch die besonderen nationalen Interessen erklärt. Das Ende des pazifischen Krieges bescherte Amerika im westlichen Pazifik eine strategische „Grenze“ von Alaska über die Aläuten, Japan und Okinawa zu den Philippinen gegen den russisch-chinesischen Machtblock auf dem asiatischen Festland. Dieses Defensivsystem ist das pazifische Gegenstück zum atlantisch-europäischen Verteidigungssystem mit seinen Grenzen von Norwegen bis zur Türkei, in welchem Amerika als Mitglied der NATO teilhat. Im Falle eines Krieges zwischen der Sowjetunion und den NATO-Mächten würde unvermeidlich eine Kampffront von Beginn an sowohl im nördlichen Pazifik wie in Europa und im Atlantik vorhanden sein. Die Lage ist heute ganz verschieden von der im zweiten Weltkrieg. Es gab da auch letzten Endes einen Krieg im Pazifik und einen in Europa, aber die Kampfgebiete waren geographisch getrennt; Deutschland besaß im Fernen Osten keine territorialen Basen; und Japan blieb trotz seiner Feindseligkeiten in China über zwei Jahre nach Kriegsausbruch im europäischen Krieg neutral. Die Sowjetunion jedoch sitzt rittlings auf Europa und Asien, so daß jede Krise, die die Vereinigten Staaten in einen bewaffneten Konflikt in Europa hineinziehen würde, auch einen russisch-amerikanischen Krieg auf der anderen Seite der Welt bedeuten würde.

Im einzelnen muß Amerika bei seiner strategischen Planung drei Gefahrenpunkten Rechnung tragen. Erstens: Sibirien ist an der engsten Stelle weniger als 100 Meilen von Alaska ent-

fernt. Das ist das einzige Gebiet, wo es für Rußland am günstigsten wäre, einen Einfall in den nordamerikanischen Kontinent zu versuchen; solch ein Angriff dürfte nur geringes militärisches Gewicht haben, aber die psychologischen Auswirkungen einer Maßnahme, die „den Krieg auf den amerikanischen Kontinent trägt“ würde so groß sein, daß es notwendig wäre, diesem Angriff erfolgreich zu begegnen. Zweitens: Obgleich Rußlands Seemacht geringer ist als die Japans im Jahre 1941, würden russische U-Boote wahrscheinlich von sibirischen Basen aus den Pazifik heimsuchen und weitreichende, mit Raketen ausgestattete Luftstreitkräfte würden von Kamschatka aus Hawaii und Seattle treffen. Drittens: Rußland würde wahrscheinlich eine Invasion Japans versuchen, um die Kontrolle über seine Industriekapazität und seine Facharbeit für Kriegszwecke zu gewinnen. Die ganze Last der Verteidigung gegen alle diese möglichen strategischen Bedrohungen (die in einem hypothetischen Krieg mit Rußland liegen, ob China als kriegführende Macht auftritt oder nicht) müssen die Vereinigten Staaten und Kanada tragen wobei das japanische nationale Sicherheitskorps bei der Verteidigung Japans eine örtliche Hilfe leisten kann. Im atlantischen Felde dagegen stehen England und Frankreich bei einem Konflikt mit Rußland in der ersten Verteidigungslinie, und auf dieser Seite besitzen die Russen keine dem amerikanischen Kontinent nahegelegene Landbasis.

Obgleich innerhalb der NATO-Staaten die Ansicht herrschen mag, daß Europa der hauptsächlich und entscheidende Kriegsschauplatz sein würde, ist Amerika feindlichen Maßnahmen vielmehr von der pazifischen als von der atlantischen Seite her ausgesetzt und es ist beim Ausbau der pazifischen Front ohne jegliche Hilfe der europäischen Nationen nur auf Kanada als Bundesgenossen angewiesen. Diese Tatsache muß amerikanisches Denken über die Fernostfragen beeinflussen, um so mehr als Amerikas europäische Bundesgenossen im nördlichen Pazifik gar nicht in Erscheinung treten, sondern sich auch gar nicht darüber klar zu sein scheinen, daß hier ein strategisches Problem vorhanden ist. Für England und Frankreich würde sich die fernöstliche Gefahr in einem Weltkrieg in einem feindlichen China darstellen, wobei Hongkong, Hanoi, Saigon und Singapur Angriffen ausgesetzt sein würden; der sowjetische Ferne Osten tritt überhaupt nicht in Erscheinung oder etwa Gebiete östlich oder nördlich von Hongkong, wo die strategischen Interessen ihr absolutes Ende finden. Für Amerika jedoch würden feindliche Handlungen Chinas an erster Stelle eine nach Süden gerichtete Ausweitung des sibirisch-alaskisch-japanischen Kriegsschauplatzes bedeuten, und China würde nicht nur als Absprungbasis für Luftangriffe und Luftlandeoperationen gegen Kyushu, Okinawa und Luzon gefährlich sein. In diesem Zusammenhang ist auch Formosa strategisch wichtig; es schirmt Okinawa und Luzon gegen Annäherungen vom chinesischen Festland ab. Es schirmt jedoch in keiner Weise Hongkong, Indochina oder Malaya

ab, und daher ist sein Schicksal in dem begrenzten anglo-französischen Blickwinkel fernöstlicher Verteidigung uninteressant.

In den Vorstellungen Londons und Paris' ist der Ferne Osten vor allem „fern“. Er ist weiter entfernt, als sich in Meilen auf der Oberfläche des Globus messen läßt. Denn viele Länder liegen dazwischen, und psychologisch erscheint der mit bevölkerten Ländern ausgefüllte Raum viel größer als das leere Meer, das sich zwischen Seattle und Tokio dehnt. Aber die sowjetische Armee an der Elbe ist bedrückend nahe. England und Frankreich haben innerhalb 40 Jahren zweimal einen europäischen Krieg aus nächster Nähe erlebt, und ihr ganzes politisches und strategisches Denken wird durch diese Erfahrung bestimmt. Wenn zu den alten Offensivwaffen jetzt noch Atomwaffen und die weiterentwickelten Raketen und ferngelenkten Geschosse hinzukommen, muß England in jedem zukünftigen Krieg mit schrecklichen Verwüstungen rechnen. Daher muß das Hauptziel seiner auf kriegerische Entwicklungen mit Rußland gerichteten Strategie darin bestehen, die Front so nahe wie möglich an der Elbe aufzubauen, um einen Einbruch in Holland, Belgien und Nordfrankreich zu verhindern. So lebensnotwendig ist dieses Vorhaben für England und Frankreich, daß fast alles andere auf dieser Welt ihnen dagegen von ganz geringer Bedeutung erscheint. Ihre Regierungen wünschen die größtmögliche Konzentration der Verteidigungskräfte in der NATO (die amerikanischen einbegriffen) gegen einen möglichen russischen Vorstoß nach Westeuropa, und sie fürchten angstvoll, irgendein Konflikt in einem anderen Teil der Erde mache es notwendig, wesentliche Streitkräfte von der europäischen Front abzuziehen. Das war das Grundmotiv des europäischen, und insbesondere des englischen auf die Vereinigten Staaten ausgeübten Druckes, von einer Ausdehnung des koreanischen Krieges durch direkte Aktion gegen das kommunistische China Abstand zu nehmen.

Bei einer jener politischen Entwicklungsstadien, die Menschen mit den verschiedensten Zielen und Ansichten veranlassen, eine einzige politische Linie zu unterstützen, war der englische Entschluß, das Risiko einer strategischen Ablenkung im Fernen Osten zu verringern, unglücklicherweise so untermischt mit Sympathien gewisser linksgerichteter Kreise für das neue China — Wunschträume, daß Mao-Tse-tung zu einem Tito wird und Hoffnung auf eine Belebung des Chinahandels — daß viele Amerikaner die englische Haltung in den Fernostangelegenheiten nur für Prokommunismus und Geldgier halten. Die Vergangenheit Sir Winston Churchills sollte wahrhaftig jedem gerecht denkenden amerikanischen Bürger die Garantie bieten, daß die englische Regierungspolitik weder im Kreml gemacht noch von den Hongkonger Kaufleuten

diktiert wird. Aber es steht außer Frage, daß das Problem der Beziehungen zu China nach Beendigung des zweiten Weltkrieges Anlaß zu ernsthaften Reibungen zwischen England und den Vereinigten Staaten gab. Trotz der in London und Washington vorherrschenden Tendenz, (die nicht neu ist), verschiedene Standpunkte in der Frage des internationalen Gesetzes der de jure Anerkennung einzunehmen, besteht hier aber keine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit; Kernpunkt des Problems ist, daß die Engländer instinktiv fühlen, daß ungeachtet der Stärke der Provokation ein Krieg mit China vermieden oder in Grenzen gehalten werden muß, während die Amerikaner im Bewußtsein ihrer gerechten Sache kein Risiko darin sehen, eine siegreiche Beendigung des Koreakrieges anzustreben. Denkt der Engländer an den Yalu, so vergißt er dabei nie die Elbe; für den Amerikaner jedoch ist es nur zu leicht, trotz der NATO die Elbe zu vergessen.

Soweit der Engländer überhaupt bereit ist, wesentliche Streitkräfte aus Europa abzuziehen, würde er dies nie zu Gunsten des Fernen Ostens und des Pazifiks, sondern nur für den Mittleren Osten und den Indischen Ozean tun. Im Jahre 1940 übernahm Churchill das Risiko, Verstärkungen nach Ägypten zu schicken, obgleich über England immer noch die Gefahr einer Invasion schwebte. Fünf der unabhängigen Commonwealthländer und weitere zum englischen Empire gehörende Gebiete liegen um den Indischen Ozean herum — im Osten Australien, im Norden Malaya, Ceylon, Indien, Pakistan und die englisch-arabischen Protektorate und im Westen Kenya und Südafrika. Hier liegen auch im Mittleren Osten die englischen Ölinteressen, deren völliger Verlust eine lähmende Katastrophe für England als Großmacht bedeuten würde. Diese Sphäre englischer Politik ist Europa untergeordnet, aber allen Gebieten jenseits Singapurs weit aus übergeordnet. Die hohe Einschätzung der Bedeutung des Indischen Ozeans bewirkte außerdem einen starken indischen Einfluß auf die englische Politik, was zu weiteren Meinungsverschiedenheiten zwischen England und Amerika Anlaß gab. Seit Indien die Unabhängigkeit erhielt, bemüht sich England, die englische Asienpolitik, wenn immer nur angängig, mit Indien abzustimmen und in Delhi jeden Anlaß zu einem Mißtrauen zu vermeiden, als ob Indien im Felde der Außenpolitik nicht als voll-souveräner Staat angesehen würde. In den Vereinigten Staaten jedoch, in denen es früher eine so weitverbreitete Sympathie für den Kampf des indischen Nationalismus gegen die englische Oberherrschaft gab, hat die gegenwärtig vom unabhängigen Indien verfolgte Politik einen sehr unerfreulichen Schock verursacht und war der Anlaß zu erheblichem Ärger. Nehrus demonstrative Neutralität im „Kalten Krieg“, Indiens Sympathien für das kommunistische China und Indiens Füh-

rung im sogenannten Block der asiatischen und arabischen Staaten in den Vereinten Nationen: alles dieses trägt dazu bei, Spannungen zwischen Indien und den Vereinigten Staaten hervorzurufen, die wieder Rückwirkungen auf die englisch-amerikanischen Beziehungen haben, weil England beharrlich versucht, Indien auszusöhnen und dem indischen Standpunkt in vollem Umfange gerecht zu werden. Es lassen sich sicher gute Gründe für den Wert einer solchen Haltung im Interesse der freien Welt anführen; so hatte z. B. die Tatsache, daß die Vollversammlung der Vereinten Nationen die von Indien angestrebte Entschließung über die koreanischen Kriegsgefangenen annahm, die moralische Isolierung des kommunistischen Blocks zur Folge. Nichtsdestoweniger birgt die besondere Bindung Englands an Indien, das von allen nicht-kommunistischen Ländern am meisten für das kommunistische China Partei ergriff, augenscheinliche Gefahren für ein harmonisches englisch-amerikanisches Verhältnis.

Die Ereignisse der letzten fünf Jahre haben gezeigt, daß die Zunahme des kommunistischen Druckes in Europa England und Amerika näher zusammenbringt, während zunehmender Druck im Fernen Osten sie trennen kann. Der Kreml müßte also aus diesen Umständen die Lehre ziehen, daß es klug wäre, in Europa vorsichtig zu agieren, aber im Fernen Osten den Topf am Kochen zu erhalten. Obgleich es noch zu früh zu einem endgültigen Urteil ist, gibt es einige Anzeichen dafür, daß die „neue“, seit Stalins Tod eingeschlagene russische Politik sich als Hauptziel gesetzt hat, England und Amerika zu entzweien. Soweit überhaupt eine tatsächliche Entspannung beabsichtigt ist, wird sie sich auf Europa beschränken. Sollte sich die russische Diplomatie bei der gegenwärtig in England und Amerika herrschende Stimmung auf das gefährliche Problem konzentrieren, dem kommunistischen China einen Sitz in den Vereinten Nationen zu geben, könnte es ihm glücken, das ganze, seit 1947 für die Sicherheit der freien Welt mit so viel Mühe errichtete Gebäude der Bündnisse zu zerstören.

Angesichts der in letzter Zeit über den Atlantik hinweg gemachten gegenseitigen Beschuldigungen dürfte sich Stalin vor Neid auf seinen Nachfolger noch im Grabe herumgedreht haben. Sicherlich ist es nicht einfach, englische und amerikanische Politik in Fernostfragen miteinander abzustimmen. Je weiter das Verständnis in jedem Lande für die grundsätzlichen geographischen und geschichtlichen Gegebenheiten geht, die die verschiedenartigen nationalen Einstellungen zu diesen Problemen bestimmen, um so mehr werden sich die Aussichten auf ein Übereinkommen verbessern und gefühlsmäßige Momente werden ausgeschaltet, die keinen Unterschied darin sehen, ob man Cathay aus westlicher oder östlicher Richtung ansteuert.

Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ liegt ausschließlich bei dem jeweiligen Verfasser. Nachforderungen einzelner Beilagen sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten, während Bestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ über die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, zu leiten sind.